



Feierabend



Ausprache mit Kermel.

Von Erich Gottgetren.

Diese Geschichte hat den Anfang vieler Geschichten: ein Brief fiel durch einen Briefkasten. Acht Tage später fuhr der junge Mann, der der Empfänger war, zu einem Familienfest nach Hause. Er sah die Seinen nach langer Pause wieder, hatte teil an der Freude.

Ein Dinkel wollte die Stadt kennen lernen. Der junge Mann zeigte das Rathaus, das Theater, den Schloßteich, am Markt die Buchhandlung, in die sein Taschengeld geflossen war, zum Schluß seine Schule. Er erklärte die Stadt, die, bespickt mit hohen Schornsteinen, die jetzt nicht rauchten, alles andere als schön oder gar geeignet war, nicht ohne Stolz, denn langer Aufenthalt in der Fremde hatte ihn zum Lokalpatrioten, sein Geburtshaus zum eigentlichen Mittelpunkt der Welt gemacht. Er wußte von allen Gebäuden Schönes zu sagen, kannte ihre Geschichte und Geschichten, nur bei der Schule schwieg er. Auf die Schule war er nicht stolz. Es war ein imposanter Bau, geschmackvoll in den Farben, in der Form geglückt, wie eine Festung beherrschte er einen ganzen Stadtabschnitt, aber er war nicht stolz. Als sie wieder zu Hause waren, hatte er die Schule vergessen.

Das Fest ging vorüber, die Gäste reisten ab. Nun, sagte er sich, wäre Einsamkeit nach dem Trübel angenehm. Das Gebirge hinter der Stadt lockte. Das Gebirge mit seinen stillen Menschen, seinen schweren Wäldern, braunen Feldern. Seine Karglichkeit klang ihm wie ein einfaches Volkslied. Nie hatte er die Melodie vergessen. Er war schon weit herungekommen in der Welt, hatte die Nacht der Pyramiden gesehen, den blauen Glanz der Seen Finnlands, hatte die ernste Sprache der Bretagne gehört und die glühende Italiens — aber stärker als alles lebte in ihm das Bild des Gebirges hinter der Stadt. Als Schüler und als Wandervogel hatte er es vor länger als einem Jahrzehnt mit Freunden singend durchzogen. Es war ihm Heimat.

Jetzt fuhr er hinaus. In Aue verlieh er den Zug. Es war Markttag. Um die Stände drängten sich Hunderte von unterernährt aussehenden Männern und Frauen mit viel Verlangen und wenig Geld. Die

Gemüse und Früchte leuchteten und dufteten, aber den Käufern war es wichtiger, daß ihnen die Ware nicht zu knapp zugewogen wurde. Sie paßten scharf auf. Den Fremden beachteten sie gar nicht. Der blieb dann bei einer Gruppe von Arbeitslosen stehen. Sie diskutierten über eine politische Versammlung, die für den Abend einberufen war. Die Meinungen waren verschieden, die Gesichter ziemlich gleich. Die Not der Zeit hatte sie geprägt.

Der junge Mann ging weiter, das Muldental hinaus. Aus den Fabriken drang kein Laut. In Sosa, einem alten Qualort, Augen und Lungen verderbender Heimarbeit, waren Frauen über Perlenstidereien gebeugt, aber der Gastwirt, bei dem der junge Mann einen Teller Suppe aß, erzählte: „Die Weiberarbeit heert jetzt aach uff. Und die Mannen verdienen schon lange nicht mehr...“

So grau war der Eindruck dieses Wanderns. Die Natur war frei, der Mensch unterdrückt. Zudem war der Tag wirklich grau, Luft und Himmel von niederdrückender Melancholie. Aber mit langen Begarmen, die sich wie Spinnen um die breiten Bergbündel trallten, holte der Auersberg, das Abendziel, den jungen Mann trotzdem zu sich heran. So stapfte er vorwärts. Hinter ihm verklang Hundegebell.

Es war einsam. Hin und wieder schrie ein Bauer einem andern etwas übers Feld. Ein paar Vögel flatterten. Holzwagen holperten mühselig.

Bald umging ihn die Ruhe des Waldes.

Er hörte nur noch seine Schritte.

Aber plötzlich war da wieder jemand, bei einer Krümmung wie von unsichtbarer Hand aus der Tiefe gereicht: hundert Meter vor ihm ein Mensch. Offenbar keiner von hier, sondern ein Städter. Er lief in derselben Richtung.

Der junge Mann wollte ihn überholen. Ging jetzt also schneller.

Aber der andere sprach ihn an, wünschte wohl Unterhaltung. Ob sich das Wetter bessern werde, ob er den Weg kenne. Ob er oft im Gebirge sei.

Der junge Mann antwortete kaum. Der andere gefiel ihm nicht. Gespräche ohne Sinn mochte er allgemein nicht leiden. Um wieviel weniger jetzt. Der andere redete und redete. Aber sprach er auch ins Leere, so nahm der junge Mann doch den Klang der Stimme auf — und die, schien es ihm, hatte er doch schon einmal gehört — — —

Jetzt sah er den Fremden an. Und er erschraf.

Er hatte ihn erkannt — wie ihn auch der andere erkannt hatte, denn der ließ jetzt seinen Redefluß zur Frage schnellen: „Ueberhaupt, hörensichmal, sind Sie nicht, ungefähr in den Kriegsjahren, so von Duaria bis Untersekunda, mein Schüler gewesen? Mein Name ist Kermel, Professor Kermel. Sind Sie nicht —?“ — und der junge Mann hörte sich beim richtigen Namen genannt.

Der Tag war ihm verdorben. Kermel war ihm der Inbegriff der Börsartigkeit gewesen. Er sah jetzt die Schule vor sich, die imposante, schöne, in Farben und Formen geglückte, wie ihm klar war, warum er nicht stolz auf sie sein konnte — —

Man denkt nicht so fein wie man spricht. Man ist in der Wirklichkeit nicht so tapfer wie in der Phantasie. Der junge Mann dachte: Und der Lump geht nun neben mir. Man müßte ihm eine herunterhauen.

Er hatte den Lehrer gehaßt, wie man nur einen Menschen hassen kann. Der da hatte ihm die Schule verleidet, damit die Jugend, ein ganzes Stück Leben, ein so wichtiges Stück Leben. Alles stand jetzt vor ihm: Wie der in einer einzigen fehlenden, mißlungenen oder nicht ganz treffenden Antwort eines Schülers einen Beweis für dessen moralische und intellektuelle Minderwertigkeit sah; wie der Kermel dann, das Gesicht zu einem frechen Grinsen verzogen, das Rotzgebuch, so ein kleines schwarzes, herauszog und den stereotypen Satz fleischte: „Hat schon eine Bier dastehen — wird wohl Ostern nichts werden mit der Verfehlung!“ Und der junge Mann dachte an die trodene, humorlose Art dieses Unterrichts, die alle Freude am Wissen mit Keulenschlägen vertrieb und das Leben eher hassen als lieben lehrte, so daß er erst jetzt, als fast Dreißig-

Problem Europa endlich gelöst!

Nachdem die von allen Nationen beschiede Konferenz siebenundzwanzig volle Wochen in Permanenz getagt hatte, ohne eine Lösung der Krise zu finden, kamen die Herren Delegierten zulezt überein und ließen solches durch alle Rundfunkender verkünden —:

Es würde unter den gegebenen Verhältnissen das Beste sein, Europas Völker zögen mit Kind und Kegel von hinnen und ließen den alten Kontinent einfach im Stich, um irgendwo in der Welt, jeder streng für sich, ein vollkommen neues und besseres Leben zu beginnen.

Der alte Erdteil sei eben ein so hoffnungsloses Terrain,

gedüngt mit Blut, Tränen, Haß und Geschrei, die Luft verpestet mit kriegerischen Gesängen, daß nach der einstimmigen Meinung aller Experten

leider nicht die geringste Aussicht vorhanden sei, es könne hier jemals wieder besser werden.

Ueber die technische Durchführung des gigantischen Umzugs

habe man sich bereits bis ins kleinste verständigt und denke sich die Sache etwa so:

Schon übermorgen werden durch Cooks Reisebüro allen Völkern Pässe und Fahrscheinehefte ausgehändigt.

Bei Juanfpruchnahme der gesamten Weltschiffahrtstonnage

ist es dann ein leichtes, binnen vier Wochen Europa völlig zu evakuieren und die Völker nach ihren neuen Wohnsitzen zu transportieren,

deren Zuteilung wie folgt geschieht:

Die Franzosen wohnen im nördlichen Polargebiet, die Deutschen, endlich genügend von jenen getrennt,

im großen antarktischen Kontinent, die Italiener in der arabischen Wüste,

die Jugoslawen an der brasilianischen Küste, die Oesterreicher im Feuerland,

die Tschechen am nördlichen Eismeerstrand . . . Auf diese Weise, hofft man, wird es gelingen,

die Völker endlich zur Reason zu bringen; denn wenn sich keine Reibungsflächen mehr ergeben,

müssen sie doch schließlich in Frieden leben.

Hans Seiffert.

jähriger, begann, die Welt in ihrer Schönheit zu sehen —

Aber der andere merkte nichts. Er schwatze weiter, unentwegt. Während der Nebel wolkig und streifig die Berge entlangsetzte und das Ziel, den Auersberggipfel in ein weißes Meer hüllte und jedem Blick entzog. Während Wasser in hundert Silberlinien zu Tal gurgelte und spritzte. Während Regen rieselte. Während Wind die Bäume pakte und zauste. Dem Aermel troff es aus dem Mund.

(Schluß folgt.)

In kinderreichen Familien.

Ein proletarisches Wundermärchen

Von Paul Szende.

Die Ereignisse allbekannter Wundermärchen wiederholen sich oft mit proletarischen Figuren im alltäglichen Leben, innerhalb des Lohnverhältnisses. Ein solches modernes Märchen möchte ich hier erzählen.

Vor kurzer Zeit hielt ich in Brüssel in der dortigen Partei einen Vortrag, bei dem auch viele in Belgien wohnhafte ungarische Arbeiter anwesend waren. Es ist mir aufgefallen, wie viele junge Mädchen sich unter den ungarischen Hörern befanden und ich stellte eine Frage. Ach, — war die Antwort —, das wissen Sie nicht, das sind die Mädchen in kinderreichen Familien! ? ? ?

Das will ich eben erzählen.

Zwei junge ungarische Arbeiter treffen sich in einer schmalen Gasse der Brüsseler Altstadt. Da sie nicht fürchten, daß ihr Gespräch verstanden wird, sprechen sie lauter, als die Einheimischen.

Auf einmal öffnet sich ein Fenster und das junge Gesicht eines Mädchens wird sichtbar. Mit gedämpfter Stimme, sogar im Flüsteren, spricht sie die beiden an.

„Sie sind Ungarn? Ja? Ich auch. Bleiben Sie einen Augenblick hier, ich komme sofort hinterher.“

Sie kam und übergab den beiden jungen Leuten einen Zettel.

„Ich muß sofort zurück, denn wir dürfen nicht eine Sekunde lang die Wohnung allein verlassen. Ich bin seit acht Monaten in Brüssel, aber ohne meine Frau war ich noch niemals draußen und weiß überhaupt nicht, wie die Stadt aussieht. Man sagt, daß sie sehr schön ist. Ich hörte schon vor Monaten, daß es hier viele Ungarn gibt, ich hatte aber bisher keine Gelegenheit, auch nur einen zu Gesicht zu bekommen. Oh, wie ich darauf gewartet habe! Ich habe alles sorgfältig zu Papier gebracht, da haben Sie es. Oben steht mein Name und der einiger Schicksalsgenossinnen, die ich hier und da auf kurze Zeit sehe. Diesen Brief habe ich in vielen Exemplaren geschrieben, eines davon trage ich immer auf meinem Herzen, um es dem ersten Ungarn, den ein glückliches Schicksal mir entgegenführt, zu übergeben. Jetzt muß ich aber zurück. Aus diesem Brief werden Sie alles erfahren. Befreien Sie mich.“

Die beiden jungen Männer verstanden die Sache zuerst nicht, vor allem merkten sie sich das Haus und verließen schnell die Gasse. Erst in einem weitabgelegenen Park, nach allen Richtungen Ausschau haltend, wagten sie es, den Brief gründlich durchzulesen.

Was war hinter dieser Geschichte, die so anfang, wie sie es in ihrer Kindheit in manchem Märchenbuche gelesen hatten?

Es gibt in Belgien eine Liga für kinderreiche Familien, in der der Meritale Einfluß überwiegt. Viele Mitglieder der Liga beklagten sich darüber, daß sie nicht imstande sind, Hausgehilfinnen zu bekommen, weil die belgischen Proletariemädchen nicht gewillt seien, Hausarbeit unter solch schweren Bedingungen anzunehmen. Hätten sie höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit angeboten, so wäre das Problem wahrscheinlich leichter zu lösen gewesen. Die Meritalen kinderreichen Familien taten aber so wie Arbeitgeber und Kapitalisten in ähnlichen Fällen immer zu tun pflegen, sie führten billige

koloniale Arbeitskraft ein. Infolge der internationalen Verbindungen der Kirche war diese menschliche Kolonialware leicht aufzutreiben. Ein ungarischer katholischer Verein machte sich anheißig, die Ware zu liefern. In Ungarn herrscht das furchtbarste Elend, die Aussichten einer Frau oder eines Mädchens, eine Arbeit zu kriegen, sind noch schlechter als die der Männer. Infolge der fortschreitenden Proletarisierung des Mittelstandes nimmt die Zahl der Familien, die sich noch eine Hausgehilfin halten können, rasch ab. Durch Vermittlung geistlicher Vereine verbreitete sich schnell die Nachricht, daß in Belgien Hausgehilfinnen gesucht werden, die verschiedenen Nonnen und anderen geistlichen Schwestern sorgten schon dafür, dieses belgische Paradies in den schönsten Farben auszumalen. Die jungen Mädchen werden dort als Familienmitglieder gehalten und bald in der Lage sein, ihren noleidenden Familien Geld nach Hause zu schicken. Auch die Sehnsucht, aus diesem Lande des furchtbaren Elends herauszukommen und fremde Welt kennenzulernen, wirkte mächtig auf die Phantasie dieser Mädchen. Bald ging der erste Transport, bestehend aus einigen Hundert Mädchen, nach Belgien ab, weitere folgten.

In Belgien stellte sich heraus, daß dieses versprochene Paradies, wie gewöhnlich, in Wirklichkeit eine Hölle war. Die belgischen Kleinbürger heuten ohnehin ihre Hausgehilfinnen aus, die Tatsache, daß die Mädchen ohne Schutz dastanden, anfangs überhaupt nicht französisch oder flämisch sprachen, gab ihnen noch den Ansporn, diese Ausbeutung zu steigern. Bei einem beträchtlichen Teil dieser kinderreichen Familien gab es keine bestimmte Arbeitszeit, sie dauerte von Sonnenaufgang bis zur Mitternacht. Selbst dort, wo die Hausfrau wohlwollend und die Kost auskömmlich war, konnten die Mädchen, ansonsten seit ihrer Kindheit an harte Arbeit gewöhnt, die ihnen zugemutete Aufgabe nicht bewältigen. Unter dem Vorwand, daß ihre Tugend sonst gefährdet sei, wurde ihnen jeder Ausgang entzogen, selbst ein Kirchgang nur ausnahmsweise gestattet.

Einige lehnten sich nach kurzer Zeit gegen dieses Schicksal auf und kündigten ihren Platz. Es wurde ihnen mit der Polizei gedroht, diejenigen, die davor nicht zurückschreckten, wurden tatsächlich zur Polizei geführt, wo ihnen folgendes eröffnet wurde:

„Gut, Sie können ihren Platz verlassen, kriegen aber keine Aufenthaltsbewilligung und müssen in ihre Heimat zurückkehren; diejenigen, die vorzeitig das Dienstverhältnis lösen, sind aber verpflichtet, die ihnen vorgestreteten Reisespesen zurückzahlen und den Preis einer Eisenbahnkarte nach Budapest zu erlegen. Solange diese Summen von ihrem Dienstlohn nicht abgezogen werden können, müssen sie auf ihren Dienstplätzen verbleiben.“

Die revoltierenden jungen Mädchen mußten sich fügen und trugen weiter das Joch, bis einem unter ihnen der Zufall zwei junge Märchenprinzen, die keine Sprache redeten, in den Weg führte. Wie in den Märchen

Was taten die jungen proletarischen Märchenprinzen? Was ihre Vorfahren im Märchen taten. Sie legten das Gelübde ab, nicht eher zu ruhen, bis die eingekerkerten Mädchen aus ihrer Lohngefangenschaft befreit sein würden.

Was machen junge Märchenprinzen, wenn sie organisierte Proletarier sind? Sie suchen und finden Anschlag bei jenen anderssprachigen Genossen, die in dem Lande zuhause sind. Sie alarmierten die belgischen Sozialisten. Zum Glück stellte sich heraus, daß einige dieser Genossen in den Angelegenheiten der Liga für kinderreiche Familien ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben.

Es kam noch eine Geschichte, die ihre Bestrebungen erleichterte. Das oberste Protektorat über dieses Geschäft der Ausfuhr von Kolonialarbeitsware führte die Brüsseler ungarische Gesandtschaft. Die ungarische Liga unterhält zu diesem Zwecke in Brüssel ein eigenes Bureau, wo vier wohlbestallte adelige Damen die Rolle der Sklavenaufscherinnen verüben und sich den Mädchen gegenüber vielleicht noch grausamer benahmen, als die meisten Dienstgeberinnen. Eines Tages führten diese Damen die Mädchen zuerst in die Kirche und dann zu bereitgestellten Autobussen. Die armen Mädchen freuten sich ungemein, endlich einmal einen schönen Ausflug machen zu können, sie wurden aber zu einer monarchistischen Kundgebung mißbraucht. In der Nähe von Brüssel wohnt die Kaiserin Jita mit ihrer Familie. Die Mädchen wurden als Vertreterinnen der ungarischen Frauen, die angeblich keinen sehnlicheren Wunsch haben, als die Rückkehr der Habsburger, vorgeführt.

Die proletarischen Märchenprinzen erwiesen sich als gute Taktiker, sie erkannten sofort, daß diese unverkündete Demonstration im Interesse der jungen Sklavinnen ausgenützt werden könne. Sie schlugen Lärm. Auch belgische Genossen waren jetzt imstande, auf die Liga einen größeren Druck auszuüben. Es wurde vereinbart, daß diejenigen Mädchen, die ihren Dienstplatz kündigen und weiter in Belgien bleiben wollen, die Aufenthaltserlaubnis nicht verweigert werden kann.

In der kürzesten Zeit wurden mehr als dreißig Mädchen aus der schlimmsten Sklaverei befreit, sie fanden einen anderen Dienstplatz oder irgendeine Arbeit. Auf die Dienstverhältnisse der übrigen übt diese Möglichkeit der Kündigung eine wohlthuende Wirkung aus. Alle Befreiten sind eifrige Genossinnen geworden; erfuhren sie doch am eigenen Leibe, was Ausbeutung bedeutet und noch mehr, wie sich die proletarische internationale Solidarität gegen diese Ausbeutung zu wehren vermag!

So wiederholen sich manche Wundermärchen in der Wirklichkeit.

Der Nordpol liegt bei Hollywood . . .

Von A. L. Woodridge (Hollywood).

Die Filmproduzenten sind der Ansicht, daß sie sich in Hollywood einen weit besser aussehenden Nordpol als den wirklichen herstellen können. Um einen von Affen, Flußpferden, Riesenschlangen, Krokodile und anderen Dschungeltieren bewohnten Urwald zu filmen, müssen die Regisseure schon lange nicht mehr nach Afrika reisen. Die Hollywooder Wüste Sahara übertrifft die echte noch an Trübseligkeit, und der Amazonas-Strom und der Nil sehen schließlich auch nicht anders aus als der Sacramento, Kaliforniens träge dahinfließender Hauptstrom.

Diese Meinung der Maßgebenden von Hollywood soll nun auf ihre Richtigkeit untersucht werden. Die Universal-Filmgesellschaft rüstet eine Filmexpedition nach Grönland unter Führung Dr. Arnold Franz aus, die im Scheine des Nordlichtes einen Film „Eisberg“ aufzunehmen soll. Die Metro-Goldwyn-Mayer-Produktionsgesellschaft entsendet ihren Regisseur

W. S. Van Dyle in die Arktis, von wo er Aufnahmen zu einem Spielfilm „Eskimo“ mitbringen soll. Unter dem Eindruck dieser beiden Unternehmungen stellt man sich in Hollywood allseits die Frage: „Werden diese echten Polaraufnahmen besser als die früheren künstlichen und auch nur halbwegs so scharf sein wie die unter der Sonne Kaliforniens aufgenommenen?“

Der Film „Helden der Lüfte“, der einen aufregenden Flug zum Südpol über ganze Kontingente von Schnee und Eis und erbitterte Kämpfe mit wütenden Schneestürmen zeigte, wurde in der Hauptsache auf dem Flugfelde von Arcadia in Kalifornien, 24 Kilometer von Los Angeles entfernt, und bei einer Hitze von etwa 35 Grad Celsius aufgenommen. Jack Holt, Ralph Graves, Fay Wray und die andern Schauspieler waren in schwere Pelze gekleidet, so daß ihnen der Schweiß in die Stiefel strömte. Und doch bebten, als der Film aufgeführt wurde. Die Zuschauer förmlich vor Kälte, als die in glühender Sommerhitze aufgenommenen Szenen aus einer Schnee- und Eiswüste an ihnen vorüberrollten.

Charlie Chaplins „Goldrausch“, der in der Schneelandschaft Alaskas zur Zeit der ersten Goldhunde spielt, wurde zum größten Teil auf Chaplins Besitzung in der La Brea Avenue in Hollywood aufgenommen. Die zu Tode erschöpften Männer, die ihre Schlitten mit ihrem Hab und Gut hinter sich herziehend, über endlose Schneefelder taumelten und eisbedeckte Bergpässe erklimmen, entzienen sich in Wirklichkeit nicht von einer Hollywooder Szenerie, die nicht ausgedehnter als ein Häuserblock war.

Der Dschungelfilm „Bornes“ — etwa 300 Meter Film aufgenommen — wurde auf einem Hollywooder Grundstück der Universal, das in einen künstlichen, von einem Hydranten bewässerten Sumpf umgewandelt worden war, aufgenommen. Die „Krokodile“ waren Alligatoren aus einer Alligatorenfarm in Los Angeles.

Der Film „Trader Horn“ wurde zum Teil in Romboja in Afrika aufgenommen. Die meisten Szenen wurden zwar dort gedreht, aber gerade die dramatischsten Teile entstanden in einem künstlichen Dschungel in Hollywood während die Abenteuer mit wilden Tieren zum großen Teil in einem Corral nahe der mexikanischen Grenze gefilmt wurden, wohin man die Tiere aus einem Zoologischen Garten in Los Angeles gebracht hatte. „Tarzan der Affenmenschen“ (ein neuer Afrika-Abenteuerfilm mit Johnny Weissmüller in der Hauptrolle) wurde im wesentlichen am Toluco-See, nördlich von Hollywood, aufgenommen.

Wer diese Filme gesehen hat, der wird sich fragen, ob sie unter allen Umständen gewonnen hätten, wären sie in Alaska, in der Antarktis, im afrikanischen Urwald und nicht in Hollywood aufgenommen worden. Die Antwort ist zumind. sehr zweifelhaft.

Vor einigen Wochen lehrte der Regisseur King Vidor mit seinen Schauspielern, darunter auch Dolores del Rio, aus Hawaii zurück, wo sie den Film „Paradiesvogel“ gedreht hatten. Bald entdeckte er, daß noch einige zusätzliche Szenen gedreht und andere nochmals aufgenommen werden müßten. Kehrien nun die Filmleute etwa zu diesem Zwecke nach Hawaii zurück? Sie dachten gar nicht daran. Sie begaben sich auf die Catalina-Insel an der südkalifornischen Küste, und, wenn der Film aufgeführt werden wird, dann wird wohl kein Zuschauer in der Lage sein, anzugeben, welcher Teil auf Hawaii und welcher in Kalifornien aufgenommen worden ist.

Viele Leute vertreten bereits heute die Ansicht, daß Polarlandchaften, afrikanische Urwälder und Sandwüsten für Filmzwecke „natur-echter“ als in der Natur in Hollywood aufgenommen werden können. Die beiden Polarexpeditionen der „Universal“ und der „Metro-Goldwyn-Mayer“ werden zur Klärung der Frage beizutragen haben: Natürliche oder künstliche Filmlandschaft?

(Autorisierte Uebersetzung von Leo Korten.)

Sprichwörter aus Madagaskar.

Auf Madagaskar, der großen französischen Insel im Indischen Ozean, gibt es unter den Eingeborenen heute noch regelrechte Wortweitspreitere, wie sie einst im alten Griechenland und auch bei uns im Mittelalter gebräuchlich waren. Bei solchen Wortstreiten ist eine Reihe von Wortspielen entstanden, die als geflügelte Worte und Liebesprüche auf der ganzen Insel verbreitet sind; man nennt sie „hoinseny“. Sie haben meist einen tiefen Sinn und zeichnen sich durch starke Bildhaftigkeit aus.

Wenn der Malegasse zum Beispiel sagt: „Ein gutgeköchteses Ney — hierin liegt deine Bestimmung“, so erkennt man den heimischen Fischer, der sich selbst mit seinem Ney vergleicht. Der Mensch, der kraftvoll tätig ist, ist das gute Ney, das ausgeworfen wird und Beute heimbringt, das brüchige Ney aber wird liegen gelassen, da es nichts fängt. Eine tiefe Menschenkenntnis liegt auch in dem Sinnspruch: „Wir sind alle Wasserträger — welcher Wasserträger aber beschützt sich nicht?“

Von der Ehe heißt es: „Wenn der Krug das Wasser nicht halten kann — wozu ist er noch nütze?“ Also wenn Mann und Frau sich nicht anzugleichen versiehn, wenn sie zusammen nicht mehr einen gefüllten Krug darstellen, so verliert die Ehe ihren Sinn. Der Malegasse weiß aber auch, daß wegen Kleinigkeiten manche Ehe in Brüche geht: „Welches ist der kleinste Pfad, der uns scheidet? — Ich glaube einen Nal zu sehen und sie eine Ante.“

Reizend sind auch die Liebesprüche der jungen Malegassen. Das Mädchen fordert von seinem Burichen: „Behandle mich wie ein Krebslein — von dem du doch sogar die Scheren issest.“ Dem allzu stürmischen Liebhaber jedoch antwortet die Malegassin: „Ich bin keine hungrige Gans, die selbst Steine verschluckt — Mädchen, die gewohnt sind, aus der Tasse zu trinken, neigen den Mund nicht zum Wasser.“ Dem Ungetreuen endlich ruft sie zu: „Die Blume auf dem Felde duftet — zertrittst du sie, verströmt sie dennoch ihren Duft.“

Winte für die Hausfrau.

Schütze deine Augen! Für sonnenhelle Tage ist eine Schutzbrille für die Augen zu empfehlen. Ebenso soll man bei Fahrten in offenen Wagen stets die Augen vor der Zugluft durch eine Brille schützen. Der Aufenthalt am Strande ist viel angenehmer, wenn man das Blendende des weißen Sandes durch eine Schutzbrille abwehrt, wie ja auch ein vernünftiger Mensch keinen Wintersport betreiben wird, ohne die Augen gegen das zu grelle Licht entsprechend zu schützen. Es kommt noch hinzu, daß nicht nur die Sehkraft der Augen leidet, sondern daß auch die Partie um die Augen herum durch die Überanstrengung der Augen angegriffen wird.

Was mancher nicht weiß.

Die Erfindung des Löschpapiers, die noch ziemlich neuen Datums ist, ist auf ein Versehen zurückzuführen. Der Werkmeister einer Papierfabrik hatte nämlich bei der Herstellung von Schreibpapier vergessen, der Masse den nötigen Leim hinzuzufügen. Das Papier wurde als untauglich befunden und der Werkmeister entlassen. Als aber einige Tage später das untaugliche Papier eingestampft werden sollte, bemerkte man, daß es die Fähigkeit besaß, Flüssigkeiten aufzusaugen: man erprobte das auch bei Tinte, und damit war das Löschpapier erfunden. Der Werkmeister wurde wieder eingestellt und bekam eine Belohnung für sein Versehen.

Das menschliche Ohr hört die Noten von sieben ganzen Oktaven mit vollkommener Deutlichkeit, während weitere als unbestimmter Lärm ausgenommen werden. Meist nimmt das Gehör im Alter ab. Tiefe Töne sind ebenso unhörbar wie hohe. Kein Ton, der unter dem tiefsten C des Klaviers liegt, wird von dem Ohr deutlich aufgenommen.

Leoparden sind die gefährlichsten aller Raubtiere in Indien.

Im vergangenen Jahr sind in den Vereinigten Staaten 12.000 Menschen wegen begangenen Mordes verurteilt worden.

Gurkenjamen, die mit Koenigsstrahlen behandelt wurden, haben die doppelte Ernte ergeben wie unbehandelter Samen. Die Früchte reifen fünf Tage früher.

In jeder Sekunde zuden in der ganzen Welt hundert Blitze, und in jeder Stunde kommen 1800 Gewitter zur Entladung.

Obwohl in der Nordsee mehr denn je gefischt wird, hat man beobachtet, daß die verbleibenden Fische um so größer werden, je mehr weggefangen sind, und daß die Fischgründe mit jedem Jahr besser werden.

Eine entsetzliche Landplage sind die Wanderameisen im Innern von Kamerun, die in solchen Massen auftreten, daß die Menschen ihnen wehrlos gegenüberstehen. Es bleibt nur eilige Flucht übrig, wenn die Ameisen erscheinen. Wie ein sehr arzes Land durchziehen die millionenstarken Ameisenheere die Wälder; einzig die Vögel können etwas gegen sie ausrichten.

Der Mensch ist das einzige Säugetier, dessen Nasenlöcher nach unten gerichtet sind. Selbst bei den hochstehenden Affenarten öffnen sich die Nasenlöcher nach vorn.

Die gefährlichsten Augenkrankheiten der tropischen Länder sind besonders auch in Persien stark verbreitet. Dort gibt es in der Bevölkerung von zehneinhalb Millionen nicht weniger als 30.000 Blinde, während vier Millionen mit Augenkrankheiten behaftet sind.

Ein Haarpezialist hat als Hauptursache der Mähelöpligkeit das Tragen enger Kränze festgestellt. Der Druck auf bestimmte Blutgefäße am Nacken soll die richtige Blutzirkulation in der Kopfhaut verhindern.

Das gemütliche Schnurren der Katzen ist nicht auf diese Tiere allein beschränkt. Zahlreiche Naturforscher haben beobachtet, daß auch Schlangen einen Ton wie ein Schnurren hervorbringen. Bei den afrikanischen Vipern soll dadurch eine gewisse Befriedigung ausgedrückt werden, und sie schnurren nur nach einer guten Mahlzeit. Wenn aber eine Kobra schnurrt, bedeutet es Kampflust und Angriffslust. Meistens bringen Schlangen auch einen Ton wie das Blöken einer Ziege hervor, und zwar immer dann, wenn sie ihre Beute herbeilocken wollen.

Jod wird in der Hauptsache aus einer Wasserpflanze bereitet, und zwar in der Form von dunklen, violett-braunen Schuppen. Das Wort Jod heißt violettfarben. Die Schuppen werden in Alkohol gelöst und liefern die übliche Jodtinktur.

Der Schwede Linné gab den Pflanzen lateinische Namen, damit man in der ganzen Welt eine gemeinsame Bezeichnung für sie hätte, ganz ohne Rücksicht auf den lokalen Namen der einzelnen Pflanze.

Wenn die Chinesen einen Tempel reparieren, verbinden sie den im Tempel befindlichen Götterbildern die Augen, damit sie sich nicht über den Anblick der Unordnung zu ärgern brauchen.

Die Mexikaner haben eine eigentümliche Vorliebe für absonderliche Straßennamen. In ihrer Hauptstadt gibt es neben einer Heiligen Gießstraße eine Gottesliebstraße, eine Straße des betrübten Indianers, eine Waldeulenstraße, eine verlorene Kindstraße; dann gibt es eine Straße, die den seltsamen Namen führt: Geh-wenn-du-kannst-Straße. Eine Apotheke nennt sich „Himmelstor“ und ein Wirtshaus „Teufelskeller“.

In den Wäldern Brasiliens werden ungeheure Bäume von Käfern gefressen, die eine Rinne in den Stamm graben und immer tiefer und tiefer bohren, bis der Stamm umbricht. Diese Insekten zerstören in jedem Jahr wertvolles Holz in Menge.

Heiteres.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus kam einmal die Rede auf Heine und Börne, die sich bekanntlich tosen ließen. Ein katholischer Abgeordneter machte einen Zwischenruf: „Wir geben diese beiden Christen gerne den Juden zurück!“

„Gern!“ rief der Abgeordnete Dr. Bloch. Wir nehmen Heine und Börne zurück. Aber unter der Bedingung, daß ihr uns auch euren Heiland und die Apostel zurückgibt!“

Definitionen. Die Bierbar ist eine Bar mit Bierauskunft. — Das Barbier ist das Bierbar-Bier. Der Barbier dagegen — ist von Sevilla.

Progenideal. Freund (ein Baby bewundernd): „Kann er schon laufen?“ — Reiche Mutter: „Noch nicht, aber das schadet auch nichts, — denn er soll es nie nötig haben, zu Fuß zu gehen.“

Schauspiel. Zwei Autos sind zusammengestoßen. Die beiden Chauffeure stehen sich zornentbrannt gegenüber und schimpfen aufeinander. Ein Kreis von Zuhörern bildet sich, immer mehr Leute schließen sich an. Die zuletzt Kommenden müssen sich schon auf die Zehenspitzen stellen und die Hälse recken. — Plötzlich ruft einer, der weit hinten steht: „Sauer schimpfen da vorne, wir hören ja nichts!“

Genoue Auskunft. „Kann man sich nicht die Altartümer des Schlosses ansehen?“ „Jetzt leider nicht; die Frau Gräfin und ihre Töchter sind ausgefahren.“

Der Garten. Gurke hat einen Garten. Garten kann man es schon nicht mehr nennen. So klein ist er. Kommt einer und fragt: „Was macht Ihr Gemüsegarten, Gurke?“ Gurke sagt: „Danke — wir haben ihn heute zu Mittag gegabt.“

Ein Hundertjähriger kommt frisch und elastisch in eine Gesellschaft. „Wie haben Sie es nur angestellt, hundert Jahre alt zu werden?“ fragte ihn ein Lebemann. — Ich habe stets sehr maßvoll gelebt“, lautet die Antwort, „nie habe ich geraucht, nie getrunken und auch den Frauen gegenüber Zurückhaltung geübt!“ — „So, dann weiß ich allerdings nicht, wozu Sie hundert Jahre alt geworden sind.“

Beim Arzt. „Nun, Herr Schmitz“, fragt der Arzt, „wie fühlen Sie sich heute morgen?“ — „Danke, viel besser. Das einzige, was mir noch Beschwerden macht, ist das Atmen.“ — „Ja, ja, wollen sehen, ob wir dem auch bald ein Ende machen können.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweittag Nr. 66 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 90.

Von Gen. Emil Dinnebler, Tetschen. Schw.: K4; Dh5; Lc4; Sb5; Bc5, e7 (6)



WeiB: K4; Sb3, d6; Ba4, b6, e7 (6).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweittag, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 87: Th6-c6.

Richtige Lösungen fanden nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robel Franz, Michel Rudolf, Schmieb Ferdinand, alle aus Wittkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teitschen; Diefel Josef, Markersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Daiba; Reinert Julius, Restomitz; Sotola A. J., Pödenbach II; Schloffer Heinrich, Graupen; Misdorf Adolf und Bachmann Reinhold, Lischau; Kehler Eduard, Bokau; Trilisch Gustav und Dual Adolf, Wischerhan; Steiner Eduard, Schönfeld; Bettmayer Arthur und Matzka Rudolf, Zweittag; Scheitler Franz, El Alots, Siedlitz; Oskar, alle Teplitz; Albert Rudolf, Proßeditz; Warfina Wenzel, Arbesau (Aufgabe Nr. 2 ist nach Lc8-c6 unlösbar).

Schachwettkampf in Eichwald.

Deutscher Arbeiter-Schachbund VI. Kreis Sachsen — Schachsparte des A. I. u. Sp. V. Kreises.

Sonntag, den 19. Juni, gelang es den sächsischen Genossen, sich für die im Vorjahre erlittene Niederlage zu revanchieren. Allerdings brachten die Sachsen diesmal ihre stärksten Spieler mit, der weitaus größte Teil aus Dresden, deren Spielstärke weit und breit bekannt ist. Gespielt wurde an 90 Brettern. Der Kampf begann um halb 10 Uhr vormittag und war um 2 Uhr nachmittag mit dem Ergebnis 58 $\frac{1}{2}$:31 $\frac{1}{2}$ für Sachsen beendet. (Ausführlicher Bericht in der Tagespresse.)

Verichtigung. Schachaufgabe Nr. 89 ist nicht von Julius Reinert, Restomitz. Der Autor derselben ist G. Weenink + Amsterdam (Turnier der Bristol Times 1901, 1. Preis). Es werden alle unsere Genossen Kompositionen erwartet, dieses Beispiel nachzumachen, da dies unehrenhaft und als Diebstahl bezeichnet wird. Außerdem wird unsere Arbeiter-Schachbewegung durch solche Fälle vor der Öffentlichkeit schwer geschädigt.